



Von Fliegenfängern und Katzenklappen

*39 Kleinigkeiten
zwischen den Arten*

Herausgegeben von
Roland Borgards, Frederike Felcht, Verena Kuni,
Frederike Middelhoff, Robert Pütz und Antje Schlottmann

WALLSTEIN

Von Fliegenfängern und Katzenklappen

Von Fliegenfängern und Katzenklappen

39 Kleinigkeiten zwischen den Arten

Herausgegeben von

*Roland Borgards, Frederike Felcht, Verena Kuni,
Frederike Middelhoff, Robert Pütz und Antje Schlottmann*

Unter Mitarbeit von

Rebecca Jakobi

Wallstein Verlag

Inhalt

39 Kleinigkeiten zwischen den Arten: Zum Geleit in eine mehr-als-menschliche Welt	9
<i>Roland Borgards, Frederike Felcht, Verena Kuni, Frederike Middelhoff, Robert Pütz, Antje Schlottmann</i>	
Affenliebe	15
<i>Mira Shah</i>	
Bärchenwurst	23
<i>Ulrich Ermann</i>	
Biberbau	33
<i>Sebastian Schönbeck</i>	
Cyborg Puppy Go!	43
<i>Peter Lindner</i>	
DNA-Analyse	51
<i>Julia Poerting</i>	
Eisengallustinte	57
<i>Martina Wernli</i>	
Falle	65
<i>Katrin Petroschkat</i>	
Fliegenfänger	73
<i>Gabi Schaffner</i>	
Grabstein	83
<i>Elisa Kornherr</i>	
Hundeleine	95
<i>Robert Gugutzer</i>	
Kastanienmännchen	103
<i>Mirka Dickel & Janine van de Vorle</i>	
Katzenklappe	115
<i>Catarina Gomes de Matos</i>	

Kimme und Korn	125
<i>Thorsten Gieser</i>	
Kompost	133
<i>Iris Dzudzek & Severin Halder</i>	
Küche	145
<i>Jürgen Hasse</i>	
Leckerli	155
<i>Jonathan Everts & Mareike Pampus</i>	
Linse	161
<i>Antje Schlottmann</i>	
Lockstoff	173
<i>Susanne Schmitt</i>	
Maulwurfshügel	179
<i>Anonymus</i>	
Moos	187
<i>Malve Jacobsen</i>	
Mutterkorn	197
<i>Ilka Becker</i>	
Neoprenanzug	205
<i>Margit Ims</i>	
Papier	215
<i>Solvejg Nitzke</i>	
Pappelwand	225
<i>Frederike Middelhoff</i>	
Pferdeapfel	237
<i>Esther Köbring</i>	
PGF2 α	247
<i>Kerstin Weich</i>	
Pilzdruck	255
<i>Mira Shah</i>	

Plattenbulaub	263
<i>Barbara Thums</i>	
Punsch	273
<i>Frederike Middelhoff</i>	
Rosshaarkissen	283
<i>Frederike Middelhoff</i>	
Scheinauge	293
<i>Verena Kuni</i>	
Schneckenhaus	305
<i>Frederike Felcht</i>	
Sepiaknochen	315
<i>Christine Ott</i>	
Spinnenfäden	319
<i>Annegret Heitmann</i>	
Sporen	327
<i>Robert Pütz</i>	
Taubendreck	335
<i>Diana Wesser</i>	
Teddybär	345
<i>Verena Schreiber</i>	
Urzeit-Krebs	353
<i>Eva Nöthen</i>	
Weinkeller	363
<i>Christian Steiner & Gerhard Rainer</i>	
Autor:innen	373

39

39 Kleinigkeiten zwischen den Arten: Zum Geleit in eine mehr-als-menschliche Welt

*Roland Borgards, Frederike Felcht, Verena Kuni,
Frederike Middelhoff, Robert Pütz, Antje Schlottmann*

Ein kuscheliger Teddybär, ein dampfender Komposthaufen oder ein kühler Weinkeller werden in den hier versammelten Texten zum Anlass, das Miteinander verschiedener Spezies neu zu denken. Sind es doch nicht selten solche manchmal kaum wahrnehmbaren Kleinigkeiten, durch die Beziehungen zwischen verschiedenen Lebewesen vermittelt werden: Zum Beispiel durch körpereigene Merkmale und Substanzen wie Scheinaugen, Spinnenfäden und Lockstoffe, durch technisch produzierte Waren wie Leckerli, Katzenklappen oder Reitsporen, aber auch durch literarische oder bildgestützte Medien wie Erzählungen, Gedichte oder Fotografien. Das vorliegende Buch rückt diese Kleinigkeiten ins Zentrum. Dabei zeigt sich, dass ihr Einfluss auf die Gestaltung der Verhältnisse zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Wesen keineswegs eindeutig ist. So entfaltet zum Beispiel ein Punschgetränk seine Wirksamkeit erst im Zusammenwirken mit unterschiedlichen Bakterienarten im menschlichen (und nichtmenschlichen) Organismus; und die Hundeleine – ungeachtet der Asymmetrie zwischen Anleinenden und Angeleiteten (wobei nicht immer zweifelsfrei ist, wer wen führt) – nimmt die Rolle einer Mittlerin zwischen Hunden und Menschen ein. Mit der Beobachtung eines solch vermittelten Miteinanders zwischen unterschiedlichen Lebensformen ergeben sich neue Ideen von Einheit und Differenz – verbunden mit einer fundamentalen Infragestellung der insbesondere in westlichen Kontexten behaupteten Trennung von ›Natur‹ und ›Kultur‹.

Für uns als Forschende aus den Sozial-, Geistes- und Naturwissenschaften ist das gemeinsame Interesse für die mithin sehr diversen Kleinigkeiten im Netzwerk des Lebendigen pure Begeisterung und große Herausforderung zugleich. Wie lassen sich artenübergreifende Kommunikationsprozesse erfassen? Wie können wir unser menschliches Miteinander mit Andersartigen verstehen? Können wir es überhaupt beschreiben, durchdringen, vermessen oder erklären? Was lässt sich an Erkenntnissen gewinnen, wenn wir mit unseren unterschiedlichen

wissenschaftlichen Interessen in Bereiche vordringen, die bislang unbeobachtet blieben oder der Kunst oder der literarischen Fiktion vorbehalten waren? Sich diesen Fragen nicht – oder nicht allein – mit den eingeübten Verfahren wissenschaftlicher Analysen zu nähern, sondern freie(re) Formen des Nachdenkens und Darstellens zu nutzen, um die Aufmerksamkeit auf das Miteinander und sich wechselseitige Bedingen der Arten zu richten, haben wir den Autor:innen des Bandes zur Aufgabe gemacht. Herausgekommen sind 39 unterschiedliche Perspektiven, die den Blick für oft ungeahntes und unsichtbares Wirken und Gestalten des Nichtmenschlichen im Miteinander der Arten öffnen.

›Wirklichkeit‹ unter Berücksichtigung des ›Dazwischen‹ zu betrachten heißt auch, Welt ›mehr-als-menschlich‹ zu betrachten. Wir sehen darin eine Möglichkeit, den gegenwärtigen Herausforderungen im Zusammenleben der Arten – von Artensterben über Genmanipulation bis hin zur Massentierhaltung – anders zu begegnen als mit einem Blick, der das Menschliche in den Mittelpunkt stellt. Dabei ist uns bewusst, dass die von unseren Autor:innen beleuchteten Verhältnisse und Begegnungen sehr stark vom Menschen bestimmt werden und wir unser Mensch(lich)-Sein und -Sehen nicht einfach ablegen können. Multi-spezies-Perspektiven einzunehmen, heißt deshalb, sich der eigenen menschlichen Position gewahr zu sein, sich als Teil von ›Umwelt‹ und als Mitspieler:in einer immer schon anders- und mehr-als-menschlichen Welt zu begreifen.

Trotz der unterschiedlichen disziplinären Verankerung verbinden uns gemeinsame theoretische Bezugspunkte. Neben vielen anderen zählen hierzu z.B. die Schriften von Bruno Latour, in denen der Mythos, die Moderne sei das Zeitalter einer erfolgreichen Trennung zwischen Gesellschaft und ›Natur‹, Menschen und Dingen, entzaubert wird. Latours Kritik richtete sich auch auf Konzepte von ›Handlung‹, die aktive, intentional agierende menschliche Subjekte von passiven Objekten unterscheiden, welche der Verfügungsgewalt menschlicher Subjekte ›stumm‹ und ›willenlos‹ ausgeliefert seien.¹ Seine Akteur-Netzwerk-Theorie setzt diesen Vorstellungen ein Handlungsverständnis entgegen, das Handeln als Resultat eines Zusammenspiels unterschiedlicher Elemente (nicht-menschliche Tiere, Bakterien, Dinge, menschliche Tiere, Algorithmen usw.) begreift, und diesen Elementen Akteurseigenschaften zugesteht.

1 Vgl. z.B. Latour 2005; Latour 2007.

Ähnliche Vorschläge für einen inklusiven Handlungsbegriff, die für unser Nachdenken über eine mehr-als-menschliche Welt maßgeblich sind, stammen aus der feministischen Wissenschaftsgeschichte und -kritik, die sich ebenfalls seit den späten 1970er Jahren mit den problematischen Konsequenzen des Gegensatzkonstrukts ›Natur‹ vs. ›Kultur‹ auseinandersetzt – eine Gegenüberstellung, die historisch und pragmatisch in erster Linie der Rechtfertigung einer Ausbeutung der ›Anderen‹ gedient hat und bis heute dient.²

Ebenso haben die Arbeiten von Donna J. Haraway unser eigenes Denken und das zahlreicher Autor:innen dieses Bandes inspiriert – beispielsweise mit ihren Überlegungen zu Wechselbeziehung und Symbiose von ganz unterschiedlichen Organismen und Spezies. Haraway unterstreicht, dass ›wir‹ nicht nur – an Latour anknüpfend – ›nie modern‹, sondern auch ›nie allein‹ gewesen sind. Vielmehr müssen wir uns als ›Gefährttiere‹ (*companion species*) und ständig in Kontakt mit anderen als ›Kompostierendes‹ (*com-post*) verstehen. Das erfordert laut Haraway ein radikales Um- und Neu-Denken im Modus des ›Miteinander-Werdens‹. Dieses Denken vergegenwärtigt die eigene ethisch-ökologische Verantwortung und bedarf neuer, anthropodezentrischer Geschichten, die es vom Zusammenhang von Lebewesen, Dingen, Wissenschaft und Erkenntnis einer mehr-als-menschlichen Welt zu erzählen gilt.³ Verbunden mit solchen Perspektiven, die das Miteinander-Werden von und zwischen den Arten betonen, ist die Erkenntnis, dass Gesellschaften und Kulturen nicht im Singular, nicht als abgeschlossene Einheiten und niemals allein vom Menschen ausgehend gedacht werden können. Kunst und Kultur, soziale Praktiken und politische Entscheidungen müssen im Horizont einer mehr-als-menschlichen Welt immer wieder neu verhandelt werden. Ohnehin dürfen wir doch im Alltag immer wieder die (von vielen als demütigend empfundene) Erfahrung machen, dass sich beispielsweise Bakterien oder Viren, aber auch manche unscheinbaren Insekten recht wenig um menschliche Herrschaftsfantasien scheren – und uns stattdessen unseren bemessenen Platz in ihren jeweiligen Kulturen zuweisen.

Multispecies studies bieten eine Perspektive, wie man den Herausforderungen im Zusammenleben der Arten mit einem Blick begegnen kann, der nicht allein das Menschliche in den Mittelpunkt stellt. Sie

2 Vgl. Barad 2007.

3 Haraway 2016.

einzunehmen heißt auch, Formen menschlicher Erkenntnis, den ›allzu menschlichen‹ *cognitive bias* und die weitreichenden Verzerrungen, die sich hieraus ergeben, nicht zu verleugnen. Während ein epistemischer Anthropozentrismus, also die spezifisch menschlichen Formen des Erkennens und Wahrnehmens von ›Welt‹, unvermeidlich ist, gilt es gleichwohl, jeglichen ontologischen Anthropozentrismus, also eine Haltung zur Welt, die nichtmenschliche Interessen stets als nachrangig begreift, infrage zu stellen und durch mehr-als-menschliche (Multispecies-)Perspektiven zu ersetzen.⁴

Wie Eben Kirksey und Stefan Helmreich betonen, geht es hier aber nicht um eine unkritische Feier des Zusammenwirkens der Arten, sondern immer auch darum, die Frage zu beantworten, wer jeweils die Nutznießenden sind.⁵ In diesem Sinne betrachten auch viele der im vorliegenden Band versammelten Beiträge Begegnungen, Beziehungen oder Verhältnisse, die gewaltsam genannt werden müssen oder sich als ausbeuterisch, hinterhältig, missachtend oder beleidigend erweisen – ganz ähnlich wie es auch schon der Einband unseres Bandes mit Fliege und Fliegenfänger zeigt. Sicherlich kann das Ende des 19. Jahrhunderts in Nordamerika patentierte Papierchen aus menschlicher Perspektive als vergleichsweise ›harmlose‹, klebrige Kleinigkeit erscheinen. Tatsächlich funktioniert diese Sicht, wenn überhaupt, dann nur für diejenigen, die sich von der eigenhändigen Tötung der Tiere entlastet wännen wollen – während in die Klebfalle gegangene Insekten einem quälend langen Totekampf ausgeliefert sind. Robert Musil hat dieses nicht enden wollende Verenden bereits Anfang des 20. Jahrhunderts in *Das Fliegenpapier* mit deutlich wahrnehmbarem Entsetzen beschrieben.⁶ Dass es einige Jahrzehnte nach seinem eigenen Tod eine elektrische Nachfolgegengeneration des Fliegenpapiers geben sollte, ›Insektenvernichtungsgeräte‹, denen man verharmlosende Namen wie ›Bugzilla‹ oder ›EcoKill‹ gibt, überstieg vielleicht auch Musils Vorstellungskraft. Nicht wenige der Autor:innen unseres Kleinigkeiten-Bandes zeigen das menschliche Hadern mit Andersartigem, reflektieren die normativen, ethischen und moralischen Erwartungen an nichtmenschliche Akteur:innen, oder ver-

4 Steiner 2015.

5 Kirksey und Helmreich 2010, S. 545f.

6 Siehe Musil 1936/1978. Beschrieben wird hier das »Fliegenpapier Tangle-foot«, das laut Musil »mit einem gelben, vergifteten Leim bestrichen [ist] und aus Kanada [kommt].«

deutlichen die eigenen Ambivalenzen im Umgang mit der Fremdheit, Widerständigkeit und Unkontrollierbarkeit anderer Arten. Affekte und Effekte wie Ekel, Unordnung, ästhetische Dissonanz oder schlicht Genervtheit werden ebenso sichtbar wie unterschiedliche Umgangsformen zwischen den Arten. Derlei auszuhalten, zu beschreiben und dabei Ausprägungen der Vermittlung und der Vermittlungsgegenstände zwischen den Arten zu beleuchten, die auf Wechselseitigkeiten, Verantwortung und Respekt gründen, ist wiederholt Ziel der Einträge dieses Bandes.

Wie sich Wechselseitigkeiten der Beziehungen zwischen den Arten auf leiblicher, organischer, stofflicher oder kognitiver Ebene äußern, wird in verschiedenen Einträgen und unter dem Stichwort ganz unterschiedlicher Mittlerfiguren von den Autor:innen entfaltet. Die 39 *Kleinigkeiten zwischen den Arten* verstehen sich dabei als Anregung an die Leser:innen, weitere Kleinigkeiten zu entdecken, ihren Stellenwert zu ermitteln und ihren eigenen Verbindungen zu Andersartigem nachzuspüren.

Literatur

- Barad, Karen: Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning, Durham 2007.
- Haraway, Donna J.: Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene, Durham, London 2016. Dtsch. Übs. von Karin Harrasser: Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän, Frankfurt a.M., New York 2018.
- Kirksey, S. Eben und Stefan Helmreich: The Emergence of Multispecies Ethnography, in: Cultural Anthropology 25, 2010, S. 545–576, <https://doi.org/10.1111/j.1548-1360.2010.01069.x>. (29.2.2024)
- Latour, Bruno: Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory, Oxford 2005. Dtsch. Übs. von Gustav Roßler: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt a.M. 2007.
- Musil, Robert: Das Fliegenpapier [1936], in: Ders.: Gesammelte Werke, hg. von Adolf Frisé, Bd. 2: Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden, Reinbek bei Hamburg 1978, S. 476–477.
- Steiner, Gary: Anthropozentrismus, in: Lexikon der Mensch-Tier-Beziehung, hg. von Arianna Ferrari und Klaus Petrus, Bielefeld 2015, S. 28–31.

A

Affenliebe

Mira Shab

Wer von ›Affenliebe‹ spricht, der erhebt erst einmal einen Vorwurf. Irgendetwas stimmt nicht mit der Liebe, die so bezeichnet wird: Sie ist auf eine Weise zu viel, sie wirkt übertrieben, sie ist andersartig, sie ist eine Affenliebe. Im Kern betrifft dieser Vorwurf, ›äffisch‹ zu lieben, nicht irgendein, sondern ein ganz spezielles Nahverhältnis, jenes von Eltern, insbesondere Müttern, zu ihren Kindern. Als Vorlage dafür wird häufig eine Beobachtung herangezogen, die der römische Gelehrte Plinius der Ältere um das Jahr 70 vor unserer Zeit in seiner Naturkunde vermerkte. Dort heißt es, das »Geschlecht der Affen« habe »besonders zärtliche Liebe zu seinen Jungen«: »Die zahmen Weibchen, die in den Häusern geworfen haben, tragen ihre Jungen auf dem Arm, zeigen sie jedem und freuen sich, wenn man sie streichelt, als würden sie einen Glückwunsch verstehen; deshalb erdrücken sie die Jungen sehr häufig durch ihre Umarmungen.«¹

Diese Beobachtung ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert: Erstens insofern, als Plinius gar nicht viel mehr als diese Anmerkung zur Mutterliebe über die Affen zu sagen hat und diese damit umso wichtiger wird. Während er in seiner Zoologie dem Elefanten, dem »größte[n] unter ihnen [den Landtieren] und dem Menschen an Verstand zunächst stehend«,² ausführlich Platz gibt, werden zu den Affen, »die der Gestalt des Menschen am nächsten kommen«,³ zunächst in aller Kürze nur ein paar Jagdanekdoten zum Besten gegeben. Nach der Passage zur zärtlich-tödlichen Liebe der Affenmütter werden in zwei weiteren Sätzen noch andere Affen als die gefangenen Mütter erwähnt, weil sie ›wilder‹ seien (Paviane, ›Satyren‹) oder einen Bart haben (Bartaffen) – dann geht Plinius zum Hasen über. Dessen Mutterliebe steht übrigens nicht zur Diskussion, dafür sind seine »aus dem Mutterleib geschnittenen oder von den Zitzen weggenommenen Jungen [...], ohne sie vorher auszunehmen, [...] ein köstliches Gericht.«⁴

1 Plinius Secundus d. Ä. 2008, S. 107.

2 Ebd., S. 51.

3 Ebd., S. 106.

4 Ebd., S. 107.

Zweitens ist die Passage zu den Affenmüttern bemerkenswert, weil sie eine zutreffende Beobachtung von deren Verhalten zu sein scheint, abgesehen vom Erdrücken der Jungtiere. Affenweibchen tragen ihren Nachwuchs zunächst durchgängig am Leib, wobei, wie der Zoologe Solly Zuckerman um 1930 an der Paviankolonie im Londoner Zoo beobachtete und in einer der ersten primatologischen Schriften diskutierte, das Neugeborene an die Brust gezogen wird und sich dort – anders als Menschenbabys – selbst am Fell der Mutter festhalten kann. Zuckerman sieht in den Fähigkeiten und der Agilität des Affenbabys direkt nach der Geburt allerdings ein Argument gegen mütterliche Fürsorge (›maternal care‹). In seiner Beschreibung sind die Gesten der Mutter – das Stützen des Babys, mal mit einem, mal mit beiden Armen nah am eigenen Körper –, kaum mehr als eine ›natürliche‹ Unterstützung der kindlichen Instinkte. Mütterliche Fürsorge sieht er eher in der Untersuchung des kindlichen Körpers und der eingehenden Fellpflege, die die Affenmutter ihrem Nachwuchs zukommen lässt.⁵ Modernere Primatolog:innen haben jenseits der Zoos und Labore in langen Feldstudien die Mutter-Kind-Beziehung beispielsweise von Pavianen und von Menschenaffen weiter untersucht. Dabei konnten sie feststellen, wie wichtig es für die soziale Integration von Mutter und Kind sein kann, das Neugeborene den anderen Mitgliedern der Gruppe ›vorzustellen‹, d.h. vor allem, deren unverhohlene Neugierde auf den Neuankömmling zu tolerieren. Insbesondere die Primatologin Jane Goodall beschrieb dabei das Verhältnis von Schimpansenmüttern zu ihren Kindern, die körperliche Nähe, das Spiel und die Toleranz für kindliche Launen, aber auch die Selbstbehauptung der Mutter, die das Kind nach einigen Jahren manchmal sanft, manchmal auch unsanft vom Zugang zum eigenen Körper entwöhnt, als Vorbildhaft für ihre eigene spätere Mutterrolle.⁶ Von ›erdrückten‹ Jungtieren ist in den Beschreibungen dieser Verhaltensforscher:innen nicht häufig die Rede und wenn, dann ist der Tod des Kindes sozialem Stress oder der Aggression unter Affen, aber nicht ›zu großer Liebe‹ zu verdanken.

Wir Menschen gehören bekanntermaßen evolutionär betrachtet auch zum ›Geschlecht der Affen‹ mit seiner besonders zärtlichen Liebe zu seinen Jungen und so verwundert es kaum, dass uns vieles von dem, was die Primatologie an den Affen beobachtet, so bekannt vorkommt und

5 Vgl. Zuckermann 1932, S. 268f.

6 Vgl. Lawick-Goodall 1971, S. 237.

vielleicht sogar dem entspricht, was viele von uns Menschen instinktiv für eine ›normale‹ Beziehung zwischen Müttern und ihrem Nachwuchs halten würden. Väter spielen bei den anderen Affen meist leider keine besonders große Rolle, dafür aber Geschwister, Tanten, Großmütter und Freund:innen. Bei unserem speziellen Affengeschlecht kommt nicht nur Vätern eine wesentlich größere Bedeutung für die Kinderaufzucht zu. Normalität ist für uns, so naturkulturell wie wir sind, auch eine historische Variable und davon ist die Frage, wie unser Nachwuchs aufzuziehen ist, zentral betroffen. Der Renaissance-Humanist Erasmus von Rotterdam fragt in einem Plädoyer für pädagogische ›Väterpflicht‹ etwa, welches »Mutterherz« Frauen hätten, »die ihre Kinder fast bis zum siebten Jahr auf dem Schoß behalten« und sie beinahe wie Narren behandeln:⁷

Wenn sie denn so große Lust zum Spielen haben, warum halten sie sich nicht Affen und Schoßhündchen? »Es sind Kinder«, sagen sie. Ja, sie sind es; aber es kann kaum gesagt werden, von welcher hohen Bedeutung für die ganze spätere Lebensführung jene ersten Anfänge der Kindheit sind.⁸

Denn, wie Erasmus ausführt, die Kinder werden durch »jene weichliche und liederliche Erziehung [...], die man Nachsicht nennt, während sie in Wirklichkeit Verführung ist«, »unempfänglich und ungefügig« für den Erzieher.⁹ Mehr noch sogar:

Würde nicht gegen solche Mütter eine Klageerhebung wegen schlechter Behandlung durchaus angebracht sein? Es ist nämlich geradezu eine Art Giftmischerei, eine Art Kindsmord. Verfallen die dem Strafgesetze, welche die Knaben behexen oder die schwachen Körperchen durch Gift schädigen, was verdienen dann jene Mütter, die den edelsten Teil des Kindes durch die schlimmsten Giftstoffe verderben? Es ist weniger strafbar, den Leib als die Seele zu töten.¹⁰

Der Vorbehalt gegen die ›Affenliebe‹ im Verhältnis zu unseren Kindern ist in dieser Passage deutlich formuliert: Es geht um Verweich-

7 Rotterdam 1896, S. 58.

8 Ebd., S. 58f.

9 Ebd., S. 59.

10 Ebd.

lichung und Verlockung, um die Vorstellung, dass die Seele des Kindes durch solche Verzärtelungen für den insbesondere seit Humanismus und Aufklärung so wichtigen Einfluss der (männlichen) Pädagogen unbrauchbar, gar vergiftet werde. Darin zeigt sich nun zum einen eine bekannte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung um das Kind herum: Auf der einen Seite stehen die Mütter mit ihrer liebenden Fürsorge um das leibliche Wohl, auf der anderen die Männer, seien es Väter oder Pädagogen, die sich rational mit der Seele des Kindes befassen: Hier die Natur und das Gefühl, dort die Kultur und der Verstand, scheint diese Aufspaltung zu suggerieren. Dadurch wird nicht nur eine zentrale Semantik der Geschlechterdichotomie westlicher Kulturen sichtbar, die Frauen am ›Busen der Natur‹ verortet.¹¹ Erasmus macht auch deutlich, was von den beiden als Oppositionen begriffenen Größen in der Neuzeit wichtiger scheint: Die Natur des Kindes ist unbedingt zu kultivieren, alles andere käme offenbar einem Kindsmord gleich.

Auf der anderen Seite jedoch fällt auf, wie Erasmus' Konzept einer ›Affenliebe‹ Natur und Kultur auch seltsam vermengt, indem sie das Kind zum Tier, die Mutter aber sozusagen überkultiviert werden lässt. Die mütterliche ›Verhätschelung‹, die er unterstellt, scheint weniger den äffischen Instinkt eines unreflektierten Gefühls auszuleben als einen in sich hochkultivierten Spieltrieb rund um (kleine) Tiere, Schoßhunde und Äffchen, als deren Platzhalter das Kind auf dem mütterlichen Schoß erscheint. Der Schoßhund ist aber kulturgeschichtlich betrachtet selbst angesiedelt zwischen einem Platzhalter, nämlich einem Repräsentanten des abwesenden mittelalterlichen Adligen, der sozusagen vom Schoß der Frau her die Ansprüche seines Herren auf genau diesen verteidigt, und einem tierlichen Instrument, einer ›comforter‹ genannten Tier-Wärmflasche für Bauchschmerzen oder bis heute: einem Statussymbol.¹² Äffchen dienten, weitaus weniger geschlechtsspezifisch codiert, bis in die Aufklärung hinein als exotische Unterhaltung vor allem an den Höfen von Fürsten: weniger ausgestellte Natur, als groteskes Spektakel. Eine Frau mit einem Schoßhündchen oder einem Schoßäffchen nimmt also Teil an einer sehr kulturell bestimmten und historisch informierten Beziehung zwischen den Arten.

11 Vgl. Schiebinger 1995.

12 Vgl. Schnickmann 2017, S. 52.



Albrecht Dürer, Maria mit der Meerkatze, ca. 1498

Sowohl kleine Hündchen als auch kleine Äffchen lösen aber in denjenigen, die sich mit ihnen umgeben, Gefühle aus. Kaum jemand wird leugnen, seinem Haustier zugeneigt zu sein, ja eine liebevolle Zärtlichkeit für es zu empfinden. Diese Zuneigung zum (kleinen) Tier wird begünstigt durch unsere emotionale Empfänglichkeit all jenem gegenüber, was an die Gesichtsformen eines Babys erinnert – ein Kindchenschema-Instinkt, der heute vielfältig im Produktdesign zum Einsatz kommt und darauf hindeutet, dass wir Menschen sozusagen von Natur aus auf ein Übermaß an Liebesfähigkeit programmiert sind:¹³ Eine ›Affenliebe‹ also, die sich nicht nur auf andere Arten, sondern auch auf unbelebte Gegenstände erstrecken kann.

Mit der (Wieder-)Entdeckung des Gefühls zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde auch der Vorwurf der Affenliebe ein wenig entschärft. Johann Wolfgang Goethe, der in seinem Roman *Die Wahlverwandtschaften* (1809) das Äffische noch deutlich als negativen, weiblichen und unbürgerlichen Charakterzug inszeniert hatte und Affen insgesamt für »widerwärtige[] Thiere« hielt,¹⁴ schrieb zehn Jahre später in einem Brief davon, seinen ersten Enkel »mit großväterlicher Affenliebe [...] für das allerliebste Geschöpf der Welt« zu halten.¹⁵ Selbstironisch wie dies auch gemeint sein mag, deutet diese Formulierung doch auf einen Wandel hin – nicht nur in einem gesellschaftlichen Verständnis davon, wie Kinder zu lieben und zu behandeln seien, sondern auch hinsichtlich der Wahrnehmung einer Verflechtung von Natur und Kultur im Menschen, die sich in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts mit der Etablierung der Evolutionstheorie manifestieren sollte. Mit dieser Verflechtung taten sich die Zeitgenoss:innen Darwins und auch ihre Nachfahr:innen bekanntlich noch schwer. Doch spätestens mit den primatologischen Studien des 20. Jahrhunderts, deren Ziel explizit anthropologische Einsichten in die Herkunft des Menschen und seines Verhaltens waren und weiterhin sind, wurde der Affe im Menschen aufgewertet.

Jane Goodall, die von den Schimpansenmüttern gelernt hatte, nahm ihr Kleinkind mit in die Feldforschungsarbeit. ›Grub‹ (dt.: ›Larve‹), wie sie ihren Sohn Hugo nannte, sollte möglichst viel körperliche und

13 Vgl. Glocker et al. 2009, S. 257–263.

14 Eckermann 1999, S. 252.

15 Brief an Mellish, 16. 6. 1819, S. 407.

räumliche Nähe zu seiner Mutter haben. Und doch musste sie ihn im Feld, wenn sie die Affen beobachtete, in einen Käfig sperren. Die Affen nämlich kennen ironischerweise keine Affenliebe für andere Arten. Für die Schimpansen ist ein Menschenbaby ein kleinerer Affe und damit sehr viel eher ein Snack als ein liebenswertes Geschöpf. Affenliebe dürfte daher eine ganz schön menschliche Erfindung sein.

Literatur

- Brief an Mellish, 16.6.1819; zit. nach Carola Sedlacek: Goethe, Walther Wolfgang von (1818–1885), in: Goethe Handbuch. Bd. 4/1: Personen – Sachen – Begriffe A-K, hg. von Hans-Dietrich Dahnke und Regine Ott, Stuttgart, Weimar 1998, S. 407–409.
- Eckermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823–1832, in: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke Abt. II, Bd. 12, Frankfurt a.M. 1999, S. 252.
- Glocker, Melanie L., Daniel D. Langleben, Kosha Ruparel et al.: Baby Schema in Infant Faces Induces Cuteness Perception and Motivation for Caretaking in Adults, in: *Ethology* 115, 2009, S. 257–263.
- Lawick-Goodall, Jane van: *In The Shadow of Man*, London 1971.
- Plinius Secundus d.Ä., Gaius: *Naturkunde*, Bd. 3, *Anthropologie – Zoologie*, Düsseldorf 2008.
- Rotterdam, Desiderius Erasmus von: Über die Notwendigkeit einer frühzeitigen wissenschaftlichen Unterweisung des Knaben, in: *Ausgewählte pädagogische Schriften des Desiderius Erasmus*, hg. von Dietrich Reichling, Freiburg im Breisgau 1896, S. 45–101.
- Schnickmann, Heiko: Von Kötern, Jägern und Statussymbolen. Zur sozialen Funktion des Hundes im Mittelalter, in: *Auf den Hund gekommen. Interdisziplinäre Annäherung an ein Verhältnis*, hg. von Nicole Burzan und Ronald Hitzler, Wiesbaden 2017, S. 47–62.
- Schiebinger, Londa: *Am Busen der Natur: Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft*, Stuttgart 1995.
- Zuckermann, Solly: *The Social Life of Monkeys and Apes*, London 1932.

Abbildungsnachweis

Dürer, Albrecht Maria mit der Meerkatze (ca. 1498), Kupferstich auf geripptem Büttenpapier, Städel Museum Frankfurt a. M., Digitale Sammlung, SM 62760D; Quelle: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:The_Madonna_with_the_Monkey_\(SM_62760d\).png](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:The_Madonna_with_the_Monkey_(SM_62760d).png); Creative Commons Public Domain Mark 1.0. (4.3.2024)

B

Bärchenwurst

Ulrich Ermann

»Die Wurst mit Gesicht – der große Genuss (nicht nur) für die Kleinen. Reinert Bärchen ist eine der beliebtesten Kinderwurst-Marken in Deutschland. Hingucker und Klassiker!« So wirbt *The Family Butchers*, Deutschlands zweitgrößter Wursthersteller, für sein bekanntestes Erzeugnis. Bärchenwurst wurde 1998 vom Familienunternehmen Reinert auf den Markt gebracht. Die Scheiben aus Schinkenwurst bzw. Mortadella haben die Form eines Bärchens, vergleichbar mit der Silhouette eines Gummibärchens, seit 2000 auch mit einem lachenden (Bärchen-) Gesicht und vier Tatzen.

›Gesichtswurst‹, d. h. Wurstscheiben, die ein mehr oder weniger niedliches Kindergesicht, Clownsgesicht oder eben Bärchengesicht zeigen und dafür sorgen, dass Kinder sie ›zum Fressen gern haben‹, brachte die fleischverarbeitende Industrie schon früher hervor, aber die Marke *Bärchen-Wurst* (so die offizielle Schreibweise) ist eine exklusive Erfindung des Wurstfabrikanten Reinert. Die klassische Variante wird aus Schweinefleisch hergestellt, zusätzlich gibt es Bärchen-Geflügel-Wurst, Bärchen-Salami, Bärchen-Streich und Bärchen-Geflügel-Streich. Auf dem englischsprachigen Markt werden die Produkte als Teddy Bear Sausage, Teddy Bear Ham und Teddy Bear Spread angeboten. Viele Supermärkte nutzen die Bärchenwurst für Lockangebote. In den letzten Jahren wurde die Bärchenwurst in der 90-Gramm-Packung nicht selten zu Preisen von weniger als einem Euro beworben.

Das Erscheinungsbild des (kleinen) Bären entspricht dem Kindchenschema (Kulleraugen, Stupsnase, rundes Gesicht) und wird in Kombination mit dem flauschigen Fell und dem tapsigen Gang als Kleinkindern ähnlich und damit drollig und gutmütig wahrgenommen. Die Wurst wird mithilfe des Bärchens verniedlicht und paradoxerweise auch vermenschlicht, da das Tier in einer anthropomorphen kindlichen Gestalt erscheint. In der Lebensmittelindustrie haben kleine Bären eine lange Tradition, insbesondere durch die seit 1912 für Kuhmilcherzeugnisse bestehende *Bärenmarke*. Die innige Bindung zwischen (echten) Menschenkindern und (unechten) Bärenkindern, wie sie vor allem in Form von Kuscheltieren besteht (vgl. Beitrag *Teddybär* in diesem Band) wird

durch das Produkt Bärchenwurst abgewandelt. Zwar können die Kinder ihren fröhlichen Freund aus Wurst weniger gut an sich kuscheln, dafür aber umso besser zur Befriedigung ihrer oralen Bedürfnisse verwenden. Sie können ihn abschlecken, verschlingen und sich einverleiben. Die Wurst in Bärchenform ist von feiner Konsistenz, dünn geschnitten, hell, mit glatter Oberfläche, mild gewürzt, eben genau so wie die Wurst, die Kinder an der Wursttheke zur direkten Verkostung gratis verabreicht bekommen (mit oder ohne Gesicht, früher wohl häufiger als heute). Ein leicht verfügbares Nahrungsmittel, das Kinder anlacht und verführt, sie an ihren Teddybären erinnert und zugleich ganz dem kindlichen Geschmack entspricht.

Gerade weil das Bärchen nicht jenes Tier ist, welches für diesen Genuss sterben muss, ist es dafür prädestiniert, die Verbindung der Wurst zu dem Tier, aus dessen Fleisch sie gefertigt wurde, durch die Hervorrufung angenehmerer Assoziationen zu vertuschen. Bestimmt gibt es hier oder da auch Wurst in Gestalt eines lachenden Ferkels oder eines glücklich dreinblickenden Hühnchens zu erwerben – die Vorstellung ist aber doch recht makaber im Vergleich zum Bild des am Produktionsprozess der Wurst völlig unbeteiligten Bärchens. Vor diesem Hintergrund ist es bemerkenswert, dass das Fell des auf der Verpackung abgebildeten Bärchens eine Farbe hat, die man mit Schweinchenrosa beschreiben könnte. Es ist aber anzunehmen, dass dabei eher eine optische Übereinstimmung zwischen Bärchen auf und Bärchenwurst in der Verpackung beabsichtigt ist als eine Assoziation zwischen Bärchen und Ferkel als Erinnerung an den Körper des zur Wurst verarbeiteten Tieres.

2016 wurde vegetarische »Reinert Bärchen-Wurst« auf dem Markt eingeführt, konnte sich aber offenbar nicht durchsetzen. Seit 2022 bildet *The Plantly Butchers* neben *The Family Butchers* eine zweite Sparte innerhalb der Unternehmensgruppe. Diese setzt ganz auf pflanzliche Proteine und vertreibt Produkte wie veganen Schinkenspeck oder vegane Salami auf Weizenbasis. Laut jüngsten Medienberichten soll die angesichts stagnierender Nachfrage schwächelnde konventionelle Wurstsparte deutlich rückgebaut werden – eine Standortstilllegung wurde bereits bekanntgegeben. Dafür soll stark in die »Veggie-Sparte« sowie in den Zukunftsmarkt »Fleisch aus dem Bioreaktor« bzw. »Laborfleisch« investiert werden. Ob das Bärchenwurst-Image der von der Unternehmensgruppe angestrebten Neuorientierung eher zuträglich ist oder ihr einen Bärendienst erweist, sei dahingestellt. Eine spezielle



Wurst mit Gesicht: eine Scheibe Bärchenwurst

Spielart fleischloser Bärchenwurst ist jedenfalls sehr wohl im Handel erhältlich: Reinert Bärchenwurst aus Holz. In einer Dose, die in verkleinerter Form genau der »echten« Bärchenwurstverpackung entspricht, befinden sich hölzerne Bärchenwurstscheiben für den Kinderkauf laden. Die mehr oder weniger geglückten Versuche, das Objekt Bärchenwurst in andere Kontexte zu übertragen, zeigen, dass das Objekt ein Eigenleben entwickelt hat. Nicht nur erinnert die Bärchenwurst an Bilder von Bärchen, welche die kindliche Begierde stimulieren, sondern die Bärchenwurst selbst ist ein Gegenstand, der imitiert und zitiert wird.

So beliebt die Bärchenwurst sein mag, so bietet sie auch Anlass zu Kritik, insbesondere im Hinblick auf ihre Herkunft und Erzeugung. Diese Kritik – und auch Empörung – bezieht sich nicht in erster Linie auf die

spezifischen Produktionszusammenhänge, sondern generell auf das moderne System der industriellen Verwertung von Nutztieren für den Konsum von Fleischwaren. So stellt sich die Frage, ob eine Massentierhaltung und das damit einhergehende fließbandmäßige Töten von Tieren zum Zweck der menschlichen Ernährung überhaupt ethisch verantwortbar ist. Neben Aspekten des Tierwohls bzw. Tierleids lässt sich der Konsum von Fleischerzeugnissen auch kritisieren im Hinblick auf das Wohlergehen von Menschen, die in der Fleischindustrie arbeiten, auf die Konsequenzen der Nutztierhaltung für Umwelt und Klima, auf die ernährungsbedingte Gesundheit von Menschen(kindern) und auf den Aspekt der Täuschung und Manipulation durch Vermarktung. Letzterer Aspekt sorgt oft für die größte Empörung, allerdings immer auch im Hinblick auf mindestens einen der vorher genannten Aspekte. Das Problem an der Wurst wird primär darin gesehen, dass die Vermarktung falsche Bilder erzeuge, welche die wahre Herkunft der Wurst sowie die negativen Folgen für Mensch, Tier und Umwelt verschleiern und mit manipulativer Absicht Bedürfnisse bei Kindern wecke.

Inwiefern die Industrie den Kindern mit der Bärchenwurst einen Bären aufbindet, ist nicht so einfach zu beurteilen. Kaum jemand scheint den Umstand als Täuschung zu empfinden, dass kein Bärenfleisch in der Wurst enthalten ist. Im Prinzip ist das auch nicht weiter verwunderlich, schließlich wird bei vergleichbar »kindlich« gestalteten Süßigkeiten wie etwa Schokohasen oder *Peppa-Pig*-Eis wohl auch niemand die Forderung erheben, es müsse Hasen- bzw. Schweinefleisch enthalten sein.¹ Dementsprechend handelt es sich bei der Vermarktung von Bärchenwurst eher um ein Ablenkungsmanöver.

Tatsächlich erfährt man im Rahmen der Produkt- und Unternehmenskommunikation des Herstellers wenig über die Art und Weise, wie die Tiere gezüchtet, gehalten, gemästet und geschlachtet werden, aus denen die Bärchenwurst gefertigt wird. Offenbar besteht die Befürchtung, das Produkt könnte sich weniger gut verkaufen, wenn auf das Ausgangsmaterial der Wurst aufmerksam gemacht würde, d.h. auf die Körper

1 Die Bezeichnung »Bärchenwurst« birgt wenig Empörungspotenzial im Hinblick auf das Fehlen von »echtem Bären(fleisch)«, aber großes im Hinblick auf das Fehlen »echter Wurst«, sollten – im Fall von fleischloser Bärchenwurst – keine Verarbeitungsprodukte aus Tierkörpern enthalten sein. Zumindest bei allen, die vegane Kost (wie Gendersprache, Lastenräder etc.) fürchten wie der Teufel das Weihwasser.

von Schweinen bzw. (Trut-)Hühnern. Der Umstand, dass die Tiere erst sterben müssen, bevor ihre Körper zu Wurstmasse (Fleischbrät) umgeformt werden, wird in der Produktkommunikation geflissentlich verschwiegen. Dem Wurstgenuss ist es wenig zuträglich, wenn vor Augen geführt wird, wie Tiere geschlachtet, zerlegt und gekuttert werden. Die industrielle Massentierhaltung ist bei Schweinen und Geflügel besonders konsequent durchrationalisiert. Lebende Tiere werden im Produktionsprozess von Geburt bis zum Tod ausschließlich als Objekte, als Waren und Stücke angesehen und behandelt. Gemäß der Rationalität der ökonomischen Verwertungslogik wie auch der technischen Umsetzung des Produktionsapparats wird keine relevante Unterscheidung zwischen lebenden und toten Objekten vorgenommen. Es überrascht wenig, dass das Grauen der Massenhaltung von Tieren, die von der Züchtung bis zur Zerlegung völlig ihrer Subjekthaftigkeit beraubt sind, im Rahmen von Marketingaktivitäten nicht kommuniziert wird. Bemerkenswert ist jedoch, wie das Marketing genau diese Subjektivierung des Produkts mithilfe des Bärchens vollzieht, gewissermaßen spiegelbildlich zur Entsubjektivierung der realen Tiere. Bei den eher seltenen Versuchen, die lebenden Tiere doch ins Bild zu setzen, wird seitens des Herstellers darauf hingewiesen, dass die Tiere ein glückliches Leben haben/hatten, begründet mit vorbildlichen – über die gesetzlichen Vorschriften hinausgehenden – Haltungsbedingungen. Interessant ist dabei zum einen, dass das Glück vom Tier gewissermaßen auf ein glückliches Produkt und damit auch auf das Glück der konsumierenden Menschen übertragen wird, während das Töten des Tieres auch hier ausgespart wird, zumal man Tiere mehr oder weniger grausam töten kann, nicht jedoch mit deren Einverständnis oder gar mit deren Glücksempfinden.² Zum anderen wird selbst die höchst subjektive Empfindung von Glück objektiviert und an technischen Vorrichtungen wie Verzicht auf Spaltenböden oder dem Platzangebot für Mastschweine (über die vorgeschriebenen 0,75 Quadratmeter je Tier hinaus) festgemacht. Der Versuch, Empfindungen aus Perspektive des Tieres einzubeziehen – methodisch eine große Herausforderung³ –, wird gar nicht erst unternommen.

Eng mit der industriellen Verarbeitung der Tierkörper sind auch die Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft, der Schlachtung und fleisch-

2 Vgl. Bruckner et al. 2019, S. 43.

3 Vgl. Colombino und Bruckner 2023.

verarbeitenden Industrie verknüpft. Eine persönliche Beziehung der Beschäftigten zu den Tieren ist in der Massentierhaltung von Schweinen und Geflügel unmöglich, daher erfordert die Arbeit eine Distanzierung, die sich in dieser Hinsicht wenig von der Arbeit in Schlachtbetrieben unterscheidet. Die Tätigkeit – etwa in der Feinerlegung von Fleischteilen am Fließband – ist wohl nur auszuhalten, wenn man sie als Arbeit an einem Objekt versteht, das nichts mit einem (lebendigen) Tier und auch wenig mit einem konsumfertigen Produkt (wie Bärchenwurst) zu tun hat. Sofern überhaupt arbeitende Menschen im Marketing auftauchen, dann geschieht dies meist in Gestalt eines Bauern, der sich als Freund der Tiere zeigt, um die er sich sorgt.

Etwas anders stellt sich die Situation bei der (Nicht-)Thematisierung des Fleischkonsums als umwelt- und klimaschädliche Praxis dar. Rund die Hälfte der ernährungsbedingten Treibhausgasemissionen weltweit stehen mit der Erzeugung von Fleischerzeugnissen in Zusammenhang, und die Nitratbelastung im Grundwasser lässt sich unmittelbar auf die industrielle Massentierhaltung zurückführen, um nur zwei der wichtigsten Argumente für eine Reduktion des Fleischkonsums zu nennen. In der Produktkommunikation für die Bärchenwurst werden Umwelt- und Klimafolgen einer fleischhaltigen Kost zwar erwartungsgemäß nicht angesprochen, in der übergeordneten Kommunikation der Unternehmensgruppe jedoch durchaus, um für die vegane Unternehmenssparte zu werben. Tierschutz wird hingegen nicht als Verkaufsargument für Fleischersatzprodukte verwendet, vermutlich würde dies indirekt ein zu blutiges Bild der fleischlichen Sparte abgeben.

Die Kritik am Wurstessen aus gesundheitlichen Gründen verbindet den menschlichen Körper mit dem Körper der zu Wurst verarbeiteten Tiere wiederum auf andere Weise. Die Eignung von Wurstwaren für den kindlichen Speiseplan wird zuweilen infrage gestellt, u.a. wegen des hohen Gehalts an gesättigten Fettsäuren und des hohen Salzgehalts. Allgemein wird im Hinblick auf die industrielle Fleischproduktion häufig die Übertragung von Rückständen von an Tiere verabreichten Hormonpräparaten und Antibiotika auf Menschen thematisiert; im Jahr 2021 wurde »Bärchen-Wurst« wegen eines Maschinendefekts und der möglichen Verunreinigung der Wurst mit Metallstaub aus dem Handel zurückgerufen. Aspekte der (un-)gesunden Ernährung werden vom Hersteller durchaus angesprochen, etwa in Form der Zusage, keine Antibiotika in der Tierhaltung einzusetzen, oder z.B. auch in Image-

filmen, in denen eine Expertin neben allgemeinen Ernährungsratschlägen den Wert der Wurst für das kindliche Wachstum hervorhebt – als Lieferant von Proteinen, Eisen, Zink und Vitamin B.

Anscheinend ist die Bärchenwurst recht erfolgreich darin, Zusammenhänge zu verschleiern oder zumindest von ihnen abzulenken. Zugleich gelingt es ihr, neue (Ver-)Bindungen einzugehen, sodass Grenzen zwischen Essen und Spiel sowie zwischen leiblichen und sozialen Bedürfnissen verschwimmen. Insofern lässt sich das Phänomen Bärchenwurst als Übergangsobjekt, als Grenzobjekt oder auch als Fetisch verstehen. In psychoanalytischer Sicht ist ein Übergangsobjekt ein Gegenstand, der die im Säuglings- und Kleinkindalter nachlassende Präsenz der Mutter bzw. primären Bezugsperson kompensiert.⁴ Das Kuschtier gilt als Prototyp eines solchen Objekts. Die Bärchenwurst eignet sich gewissermaßen trittbrettfahrend diese Funktion der auf den Teddybären übertragenen Zuneigung an, indem sie das Übergangsobjekt Bärchen für die Bindung des Kindes zur Wurst nutzt.

Wissenssoziologisch lässt sich die Bärchenwurst als ein Grenzobjekt⁵ interpretieren, das getrennte Welten samt deren Wissensbeständen miteinander verbindet. Die Bärchenwurst verbindet die marktkonforme Welt des Konsums – das Einkaufen im Supermarkt und das Abendessen zuhause – mit der Welt der kindlichen Bindung, der emotionalen Entwicklung und des Spiels. Das Bärchen präsentiert sich als Spielkamerad, der dazu beiträgt, dass das Essen ein Vergnügen ist, ohne selbst zu essen/fressen oder gegessen/gefressen zu werden. Ansatzweise werden auch Verbindungen zur Produktion hergestellt, allerdings nur indirekt im Hinblick auf qualitative Eigenschaften der Wurst. So wird auf der Verpackung versprochen: »Ohne Zusatz von Geschmacksverstärkern«, »30% weniger Fett« (wobei nicht angegeben ist, worauf sich diese Prozentangabe bezieht), »ohne künstliche Aromen«, »von Natur aus ohne Laktose« und »ohne Farbstoffe«. Mit der Bekräftigung »TATZE DRAUF!« und mit der Illustration der Verpackung, auf der das Bärchen mit seinen tierischen Freunden vor einem Baumhaus im Wald abgebildet ist, wird deutlich, welche Wissensbestände hier vorrangig übersetzt werden. Anders als bei Lebensmittelkennzeichnungen, die objektiviertes Wissen über Herkunft und Herstellung bieten (etwa mit Siegeln zum Nachweis

4 Vgl. Winnicott 1953, S. 98ff.

5 Vgl. Star und Griesemer 1989.